

JJ Klarer
Pfotendetektive
Ein Sankt Pölten Krimi

© 2026 Jeanine Jaunecker-Klarer

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großbebersdorf, Österreich
www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN: 978-3-99192-472-2 (Softcover)
978-3-99192-564-4 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Teile des Covers wurden mit Hilfe von generativer AI erstellt
(Microsoft 365 Copilot, Version: bizchat.20260310.48.1)

JJ KLARER

Pfotendetektive

Ein Sankt Pölten Krimi



PROLOG

Wie alles begann – ein ganz besonderer Weihnachtstag

Wenn jemand Joseph heißt, ist die Assoziation mit Weihnachten nicht weit. Wenn dieser Joseph aber der absolute Weihnachtsmuffel ist, löst das mitunter Befremden aus.

Genau so ergeht es unserem Helden Joseph Wagner aus St. Pölten. Oder soll man ihn eher einen Antihelden nennen?

Joseph ist achtundfünfzig, Polizist und wurde im heurigen Jahr gesundheitsbedingt in Frührente geschickt. Wegen seiner Depressionen und dem kaputten Kreuz.

Schon während seines Berufslebens hat Joseph Weihnachten abgelehnt. Er ist geschieden und kinderlos, seine Eltern leben nicht mehr und Freunde hat er nicht. Höchstens Bekannte, und die feiern jetzt im Kreis ihrer Familien. Als Alleinstehender wurde er über die Weihnachtsfeiertage immer zum Dienst eingeteilt. Mit seinem Kollegen, dem Höchtl Franz. Der war nämlich auch alleinstehend.

Diese Einsätze waren die Schlimmsten. Häusliche Gewalt, Drogen und Alkoholexzesse. Franz und ihm blieb nur die Gewissheit, dass sie offenbar nicht die Einzigen in der Stadt waren, die ein wirklich besch...-eidenes Weihnachtsfest hatten. Jetzt ist er im Ruhestand und hat nicht einmal mehr diese Feiertagsschichten, die zwar furchtbar waren,

ihm aber wenigstens das Gefühl gaben, etwas Sinnvolles zu tun.

Vor zwei Tagen hat er zudem erfahren, dass sein langjähriger Dienstpartner Franz gestorben war.

Joseph ist traurig, dass er in den letzten Jahren den Kontakt zum Franz verloren hat. Aber der Franz hat sich ja nicht gemeldet.

Es ist der Vierundzwanzigste am frühen Nachmittag und Joseph will sich gerade mit einem Bier und Kopfhörern vor den Computer setzen, damit er das Stille Nacht-Gedudel aus der Nachbarschaft nicht hören muss. Da läutet es an der Tür.

»Wer ist denn das jetzt?« denkt Joseph verärgert. »Haben die Leute nichts Besseres zu tun? Baum aufputzen zum Beispiel, oder Last Minute Shopping?«

Mit einem grantigen »Was gibt's?« öffnet er die Tür. Vor ihm steht eine junge Frau um die Dreißig, neben ihr an der Leine sitzt der hässlichste Hund den Joseph je gesehen hat. Das Tier ist etwa kniehoch, grauschwarz und zottig, und hat riesige spitze Ohren, die ihm das Aussehen einer überdimensionalen Fledermaus geben.

»Herr Wagner, bitte entschuldigen Sie die Störung am Heiligen Abend. Ich bin Sophie Höchtl, die Nichte ihres Partners. Und das ist die Joycie!«

»Joycie, was für ein seltsamer Name« denkt Joseph. »Naja, ist ja auch ein seltsames Vieh!« »Die Joycie ist sehr gescheit, sie ist ein ausgebildeter Fährtensuchhund. In den Polizeidienst hat man sie nicht übernommen, weil sie den Rassestandards nicht entsprochen hat.«

»Verstehe ich«, murmelt Joseph, und sieht den zottigen Fledermaushund an, der seinerseits ihn mit einem auffällig wachen Blick mustert.

»Der Onkel Franz hat sie dann zu sich genommen, weil sie ihm leidgetan hat. Als er vor ein paar Tagen gestorben ist, wollten wir sie behalten. Leider hat mein Sohn eine schwere Allergie, und musste letzte Nacht mit einem Asthmaanfall ins Krankenhaus.« Die junge Frau hat Tränen in den Augen.

»Entschuldigung, es ist alles so traurig, der Tod vom Onkel Franz, mein Bub im Spital und das Tierheim ist zu Weihnachten völlig überfüllt. Ich verspreche ihnen, ich werde mich umhören, einen guten Platz für sie finden, oder ins Tierheim bringen, aber jetzt ... – über Weihnachten – da müsste der Hund ein paar Tage bei Ihnen bleiben.«

»Aber ... ich ... kann doch nicht ...«

»Der Onkel Franz hat immer so lieb von Ihnen gesprochen. Sie waren sein bester Kollege. ›Auf den Joseph, da kann man sich verlassen‹, hat er immer gesagt. Und er hat Sie so vermisst, seit er nicht mehr im Dienst war. Bitte!«

Der Hund schaut Joseph treuherzig an, Sophie überreicht Joseph die Leine. »Bettchen und Futter hole ich aus dem Auto. Danke vielmals, lieber Joseph«

Joseph hat verstanden, dass Widerstand hier unangebracht wäre. Zumindest über die Feiertage muss er das Tier wohl behalten. Das ist er dem Franz schuldig. Gleich am siebenundzwanzigsten wird er das Vieh im Tierheim abliefern, ganz bestimmt!

»Na, was machen wir zwei jetzt?« fragt Joseph. Der Vierbeiner sieht ihn mit seinen klugen, braunen Augen an.

»Naja, gehn ma halt Gassi, bevor du mir in die Wohnung pinkelst.«

Bei feuchtem Tauwetter macht sich Joseph mit seiner neuen Begleiterin auf den Weg in den Sankt Pöltner Kaiserwald. Die Wege dort sind gatschig, da es seit dem Vortag fünfzehn Grad über Null hat. Weihnachtstauwetter, ein Phänomen, das so zuverlässig ist, wie das Weihnachtsfest selbst. Joycie scheint das aber nicht zu stören. Sie schnüffelt am Boden, als würde sie Trüffeln suchen. Unter jedem Strauch und unter dem nassen Laub wird gestöbert.

»Mein Gott, wie krieg ich das zottige Vieh wieder sauber?« Joseph sieht sich schon beim ungewollten Weihnachtsputz. »Fuß!« Überraschenderweise folgt die zottige Hündin seinem Befehl und geht brav neben ihm her auf dem betonierten Hauptweg. Dabei sieht sie ihn immer wieder an, in der Hoffnung, dass er seinen Befehl widerruft, und sie sich im Matsch wälzen kann.

Plötzlich beginnt Joycie zu bellen. Sie zieht an der Leine und wirkt ganz nervös. Mit einem Ruck gelingt es ihr, sich zu befreien und sie verschwindet im Gestrüpp.

»Verdammter Köter, hierher!« Das Gebell dringt von einem kleinen Waldweg, den Joseph einschlägt. Joycie kommt ihm entgegengelaufen. Bellt. Als er sie am Halsband fassen will, läuft sie wieder weg. Am Wegrand liegt ein Bündel. Altkleider? Die Hündin legt sich dazu und gibt winselnde Laute von sich. Da erkennt Joseph, dass es sich bei dem Bündel um einen Menschen handelt, eine alte Frau.

»Hallo, können Sie mich hören!«

»Ja, junger Mann, ich weiß nicht, ich muss zu meinem Großvater, die Mutter hat mich geschickt, und ... Bin ich gestürzt? Mir ist so kalt.«

Joseph zieht seinen Mantel aus und legt ihn über die Schultern der alten Frau. Das mit dem Großvater und der Mutter kann wohl nicht stimmen, denkt er, sie wird wohl dement sein.

Oder sie will zum Friedhof. »Eher dement«, sagt ihm seine Erfahrung. Als Polizist hat er öfters verwirrte ältere Herrschaften erstversorgen müssen. Das waren die eher angenehmen Einsätze.

Vorsichtig hilft er der alten Dame beim Aufstehen, stützt sie und bringt sie zu einer nahegelegenen Parkbank. Die Hündin weicht keinen Zentimeter von der Seite der alten Frau. Als sie auf der Bank sitzt, schmiegt sie sich an, um sie zu wärmen. Joseph will gerade die Rettung anrufen, als er ein Armband am eiskalten Handgelenk der alten Frau entdeckt.

»Na, Gnä Frau, lassen's mich einmal lesen: Maria Holub, Seniorenheim zum Sonnenschein.« Und daneben eine Telefonnummer, die Joseph gleich in sein Handy eintippt.

»Ja, das ist unsere Frau Maria. Leider vergisst sie oft aufs Trinken – Nichtalkoholisches meine ich natürlich, und dann wird ihr schwindlig und sie kennt sich nicht mehr aus. Wenn sie nicht verletzt und ansprechbar ist, muss sie nicht ins Spital, dort kennt sie sich nur noch weniger aus. Unser Zivi holt sie mit dem Kleinbus.«

Josef reibt der alten Frau die Hände, um sie zu wärmen, und die Hündin schmiegt sich an ihren Schoß.

Nach einer gefühlten Ewigkeit – in Wahrheit sind es gerade einmal zehn Minuten, kommt ein junger Mann auf die kleine Gruppe zu.

»Ja, Frau Maria, was machen Sie denn für Sachen. Kommen Sie, ich habe eine Wärmedecke und einen heißen Tee. Vielen Dank, dass Sie uns verständigt haben,« wendet sich der junge Mann an Joseph.

»Ich bin übrigens der Benny.«

Gestützt auf Joseph und Benny humpelt Maria zu dem Kleinbus, der am Hauptweg der Parkanlage steht.

»Du kommst aber mit, Großvater, jetzt wo ich dich gefunden habe.« Maria lässt Josephs Hand nicht mehr los, als sie im Wagen sitzt.

»Nehmen Sie es ihr nicht übel, wenn sie dehydriert ist, kommt die Demenz und sie glaubt, sie ist ein kleines Kind. Aber mit Neunzig darf das schon sein. Sie können gerne mitkommen, wenn sie Zeit haben. Ja, der Hund darf auch mit. Der ist ja so lieb.« Zeitmangel kann Joseph wohl nicht als Ausrede nehmen, also steigen er und Joycie in den Wagen.

Während der kurzen Fahrt zum Pensionistenheim hält Maria Josephs Hand. Die andere Hand hat sie am struppigen Kopf der Hündin abgelegt, die ihrerseits ihren Kopf auf Marias Schoß abgelegt hat.

Im Seniorenheim zum Sonnenschein wurde die kleine Gruppe schon sehnsüchtig erwartet.

»Maria, Gott sei Dank ist nichts passiert!« Eine resolute Mitvierzigerin kam auf sie zugelaufen. »Anneliese Schinalgl,

Heimleiterin« war auf dem Namensschild auf ihrem weißen Kittel geschrieben.

Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr?«
»Wagner, Joseph Wagner. Aber eigentlich hat sie der Hund gefunden.«

»Ja, was bist du denn für ein Hübscher?«

Hübsch ...? Naja, Gusto und Watschen sind verschieden, wie mein Vater immer zu sagen pflegte, denkt Joseph.

»Das ist die Joycie.«

»Jö so a liabes Hunderl!«

Ein alter Mann kommt mit seinem Rollator und bückt sich mühsam, und Joycie zu streicheln.

»Ja so ein schönes Hundi und so brav!« Schon sind zwei weitere alte Damen zu der Gruppe gestoßen.

»Benny, liest du uns etwas vor? Heute ist doch Weihnachten. Im Kaminzimmer warten schon alle!«

»Tut mir leid, Frau Leopoldine, der Benny muss heute auf der Krankenstation aushelfen. Wir sind so schlecht besetzt, wir haben einige Krankenstände, und allen Pflegerinnen, die Kinder haben, hab ich frei gegeben.« sagt Anneliese Schinagl.

Den alten Herrschaften steht die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben. »Aber es ist doch Heiliger Abend!«

»Vielleicht könnte ja der Herr da ...?« Die alte Dame, die die zottige Joycie gerade »schön« genannt hat, zeigt auf Joseph. »Naja, ich weiß nicht. Ich hab' ja kein Buch dabei, und meine Lesebrille hab' ich zu Hause.«

»Papperlapapp. Lesebrillen haben wir etliche in Reserve, die werden ja immer gerne verlegt. Da wird schon eine passen. Und was die Bücher betrifft, wir haben eine ganze Bibliothek.«

»Na kommen Sie schon!« Frau Leopoldine fasst Joseph an der Hand und führt ihn mit einer Energie, die man der zierlichen Dame nicht zugetraut hätte, ins Kaminzimmer.

Joycie folgt den Beiden und als die zottige Hündin den Salon betritt, leuchten viele Augen hinter dicken Brillengläsern auf.

»Jö, ist das ein lieber Hund. Ja so süß ist er, so große Ohren.«

Joycie geht zu jedem der Senioren und lässt sich streicheln. Freundlich schnuppert sie an den Händen der alten Menschen, und lässt sich zu Füßen von Joseph nieder, der von Frau Leopoldine zu einem großen Ohrensessel geführt worden ist.

»Was soll ich denn lesen?«

»Ich hab da einen Gedichtband«, meint ein alter Herr mit dicker Brille.

»Ach nein, den Weihnachtshund vom Daniel Glattauer,« kontert Frau Leopoldine.

Aber den haben wir doch schon letzte Woche mit dem Benny gelesen, hast du das vergessen, Poldi?«

»Ach ja, aber nur den Anfang!«

»Du bist wohl eingeschlafen. Das passiert dir öfters.«

»Na da redet der Richtige, Karl! Kaum ist der Fernseher an, hört man dich schnarchen.«

»Das stimmt doch nicht!«

»Die sind ja wie die kleinen Kinder«, denkt Joseph und muss dabei schmunzeln.

»Ich habe eine Idee,« sagt eine Dame mit grau onduliertem Haar, Hornbrille und Rollator.

»Die Weihnachtsgeschichte« von Charles Dickens. Die ist so wunderschön, da muss ich immer weinen. Früher habe ich jedes Jahr ‚A Christmas Carol‘ mit meinen Schülern gelesen. Auf Deutsch und auf Englisch. Ich habe nämlich beides unterrichtet, müssen Sie wissen. Egal wie ungezogen und unruhig die Kinder waren, bei der Geschichte wurden sie ruhig und begannen nachzudenken, über die Bedeutung von Weihnachten, und das, was wirklich wichtig ist.«

»Ja, unsere Frau Professor hat recht. Die Weihnachtsgeschichte vom Dickens ist sooo schön!« meint Leopoldine und erntet allgemeine Zustimmung.

Herr Karl, der angebliche Fernsehschnarcher, hat das Buch schon aus dem Regal herausgesucht, und überreicht es Joseph.

»Aber heute bleiben wir bei Deutsch.«

Die nächsten zwei Stunden verbringen Joseph und Joycie in Gesellschaft der Senioren aus dem Heim »Zum Sonnenschein« und durchleben mit ihnen die wundersame Wandelung des Ebenezer Scrooge vom böartigen alten Geizkragen zum Philanthropen mit goldenem Herzen.

Mit Spannung hören sie die Geschichte der Geister, die dem Alten erscheinen und ihm die Sinnlosigkeit seines bisherigen Daseins vorführen.

Sie hören von Tiny Tim, dem kranken kleinen Jungen, der durch die Großzügigkeit und Güte von Scrooge gerettet

wird und lernen seine Familie kennen, die sich im harten Alltag des viktorianischen London die Liebe zueinander und zu den Menschen bewahrt hat.

Letztendlich erleben sie die Versöhnung des Scrooge mit sich selbst.

Ein oder zwei Mal schläft Herr Karl während der Geschichte ein, wird aber von Leopoldine durch unsanfte Kniffe geweckt.

Joseph selbst ist ganz vertieft und berührt von der Weihnachtsgeschichte, sodass er gar nicht bemerkt, als Maria just in dem Moment, in dem Scrooge sein Herz öffnet, vom Zivildienner Benny hereingeführt wird. Sie hat jetzt wieder Farbe im Gesicht und wurde mit Tee und ihren Medikamenten versorgt.

Als Joseph das Buch wieder schließt, sieht er einige Tränen der Rührung, und die Müdigkeit war aus den Blicken der alten Menschen gewichen.

»Mein Gott, danke schön! Sie haben uns eine so große Freude gemacht. Bitte bleiben Sie noch zum Abendessen da. Das wird eh jetzt schon serviert, um siebzehn Uhr.«

Ja, und für die Joycie, da finden wir sicher auch etwas, nicht wahr Benny?«

So verbringt Joseph den Weihnachtsabend in Gesellschaft von Menschen, die noch weniger im Leben zu erwarten haben als er selbst. Und es ist das erste Weihnachten seit vielen Jahren, das er nicht als schrecklich empfunden hat.

»Du kommst doch wieder, Joseph, oder?«

»Ja, ich komme wieder, schon bald. Nächste Woche, versprochen!«

»Und die Joycie kommt doch auch mit, oder?«

»Sicher kommt die Joycie mit!«

Als Joseph mit seiner Hündin das Altenheim verlässt, bemerkt er, dass es deutlich abgekühlt hat. Und Schneeflocken fallen vom Himmel. Wenigstens ein paar.

»Na, Joycie, dem Tierheim müssen wir wohl absagen, oder?« meint Joseph, als er mit seinem zottigen Vierbeiner nach Hause geht.



JOSEPH UND ICH

Ja, das ist eine wunderschöne Geschichte, findet ihr nicht?

Happy End und eine echte Win-win-Situation, wie man so schön auf Neudeutsch sagt. Und rührend obendrein!

Bevor nun der spannende Teil unserer Geschichte beginnt, möchte ich Euch noch unseren Alltag in der beschaulichen Stadt Sankt Pölten beschreiben:

Ich war wirklich erleichtert, als ich gehört habe, dass ich nicht ins Tierheim muss. Der Joseph ist zwar ein alter Griesgram, aber er hat das Herz am rechten Fleck. Manchmal ist er deprimiert, und dann muss ich ihn aufheitern. Ich nehme meinen Ball ins Maul und lege ihn vor seine Füße, mache eine »Rolle« am Teppich, und dann weiß Joseph, dass wir rausgehen. Meistens gehen wir in den Kaiserwald oder in den Hammerpark, und dank mir hat Joseph schon einige Bekanntschaften gemacht. Oft wird er gefragt, was ich denn für eine Rasse bin, weil so einen Hund wie mich, den hat man hier noch nicht gesehen.

Manche Menschen meinen, ich sei ja so süß und wünschen dem Joseph dann einen schönen Tag, und dann muss er lächeln. Und ich auch. Natürlich kann ich als Hund nicht einfach die Mundwinkel nach oben ziehen, aber ich wedle mit meinem Schweif und beschnuppere die Menschen.

Natürlich haben wir auch schon Bekanntschaft mit anderen Hunden und deren Menschen gemacht. Da ist zum Beispiel der Filou, ein Chihuahua, mit einer furchtbar schrillen Stimme. Die hat ihm offenbar sein Frauchen, eine

dickliche ältere Dame mit Hochsteckfrisur, vererbt. Es heißt ja »wie der Herr (oder die Frau) so is Gscherr«. Vielleicht bekommt der Joseph ja auch große Ohren und zottiges Haar, wenn er dauernd mit mir zusammen ist.

Ja, dann kennen wir noch den Klitschko. Der ist ein Pitbull und stammt aus dem Tierheim, und keiner weiß, ob er jetzt nach Vitali, dem Bürgermeister von Kiew, oder dem anderen Klitschko Wladimir benannt ist. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den ukrainischen Boxer-Brüdern ist nur optisch gegeben. Der Klitschko ist nämlich ein ganz ein Lieber und ein furchtbarer Angsthase. Als er mich das erste Mal gesehen hat, hat er sich hinter der seiner Halterin, der Kerstin, versteckt. Die Kerstin ist noch recht jung, hat eine ganz wilde Frisur mit Undercut und ganz viele Bilder auf der Haut und glitzernde Stecker im Gesicht. Tattoos und Piercings nennt man das. Sie ist genauso freundlich wie der Klitschko, aber nicht ganz so schreckhaft und schüchtern. Ich mag sie, obwohl sie die Assistentin von unserem Tierarzt ist, und mich festgehalten hat, als mir der Weißkittel eine Spritze verabreicht hat. Sie hat immer ein Leckerli für mich dabei und Joseph unterhält sich gerne mit ihr. Währenddessen quatsche ich mit dem Klitschko und versuche, ihn immer etwas aufzurichten.

Der arme Kerl ist nämlich, wie erwähnt, ein Pitbull, und somit laut Liste ganz böse und gefährlich. Er muss immer an der Leine gehen und einen Maulkorb tragen, obwohl er in seinem Leben nicht einmal daran gedacht hat, jemanden zu beißen. Oft wird er blöd angeschaut, Menschen nehmen ihre Kinder oder Hunde auf den Arm, wenn sie ihn sehen.

Manchmal beschimpfen sie auch die Kerstin, aber die ist nicht auf den Mund gefallen und schimpft zurück.

Klitschko ist traurig, weil er keine Freunde hat, und weil er nicht im Hundefreilauf im Park spielen darf.

»Aber jetzt hast du ja mich, Klitschko! Ich bin doch deine Freundin.«

Mittlerweile hat Joseph kapiert, dass ich auch Hundekumpels brauche, und trifft sich einmal Dienstag und Freitag Nachmittag mit Kerstin und Klitschko. Am Montag und Samstag sind wir in der Freilaufzone, da habe ich auch einige Sparringspartner. In unserem Wohnhaus gibt es einen kleinen Gemeinschaftsgarten, in dem ich auch mal alleine chillen darf, solange ich nicht belle oder die drei anderen Mieter irgendwie belästige.

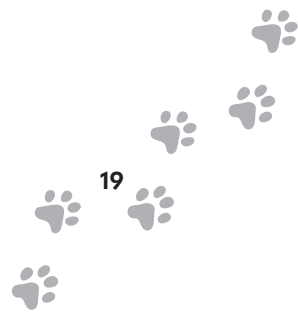
Sankt Pölten ist eine beschauliche Stadt, böse Zungen nennen es langweilig. So läuft unser Leben in geordneten Zügen.

Dreimal in der Woche Frühstück im Café zum Mohren, Spaziergang mit Klitschko, Freilaufzone, Spaziergang an der Traisen, manchmal ein kleiner Ausflug mit dem Auto in den Wald. Ja und Mittwoch und Sonntag Nachmittag besuchen wir unsere Freunde im Seniorenheim zum Sonnenschein, wo der Joseph den alten Herrschaften Geschichten aus seiner Zeit als Polizist erzählt oder ihnen aus Büchern vorliest. Das ist immer ein kleines Highlight für mich, da ich spüre, welch große Freude die alten Herrschaften mit mir haben.

Mittlerweile ist es März, und es hat noch nicht viel spannende Abenteuer gegeben. Ich will mich keinesfalls

beschweren. Ich bin froh und dankbar, dass mir das Tierheim erspart geblieben ist und der Joseph ist ein wirklich gutes Herrchen. Ich hab's gut erwischt. Und doch fehlt mir ein bisschen die Spannung.

Aber das soll sich mit dem nächsten Tag ändern.



IN SANKT PÖLTEN PASSIERT NICHTS? VON WEGEN!

Mittwoch ist ein guter Tag, es ist der Tag, wo wir nach unserer Morgenrunde im Café »zum Mohren« frühstücken. Der Name des Kaffeehauses ist in der Stadt heiß umstritten, weil einige woke Bürger:innen meinen, er sei rassistisch. Allerdings heißt das Lokal schon seit seiner Gründung im Jahr 1911 so und die Besitzerin Rosa Schindler, eine rundliche ältere Dame sieht nicht ein, dass sie den Namen des Traditionscafés ändern soll, und hat in der Stadtzeitung glaubhaft versichert, dass dunkelhäutige Gäste genauso willkommen seien wie autochthone Sankt Pöltner und Menschen jeglicher Hautfarbe und Schattierung. Nicht willkommen seien hingegen Rassisten und Menschen, die Streit suchen, wo es nichts zu streiten gibt.

Ich mag das Lokal. Rassisten sind sie hier wirklich nicht, denn auch ich als zottiger Mischling werde immer freundlich begrüßt. Der Oberkellner Mehmet bringt mir eine Schale Wasser und ein Stück Wurst.

Diese Gefälligkeiten haben dem Kaffeehaus einen weiteren vierbeinigen Stammkunden beschert. Den berühmten Stadtkater Larry.

Larry ist ein rotgetigter Kater dessen Familie im Zentrum wohnt und der täglich in der Fußgängerzone unterwegs ist. Er ist so etwas wie eine lokale Attraktion. Nutzer sozialer Medien kennen ihn und folgen seinen Streifzügen auf Facebook und Insta. Larry hat es sogar in die NÖN